

## Schluss

„Wer die Zukunft fürchtet, der ist in der Gegenwart wenig gefährlich.“

*Heinrich Heine*

Im letzten Kapitel wurden Menschen porträtiert, die sich aus unterschiedlichen Gründen eine kollektive Zukunft nicht ausmalen können oder mögen. Es kommt zu einer individualistischen Reduktion, welche alle auf ein weiteres Umfeld bezogenen Hoffnungen, Pläne, Analysen und Phantasien blockiert. Aber noch diese Blockaden lassen sich in biographischen Verläufen, in Handlungsfeldern und Deutungstraditionen verorten. Allgemein hat sich gezeigt, dass für ein Verstehen individueller Denkweisen dem familiären und sozialmoralischen Herkunftsmilieu nach wie vor eine zentrale Bedeutung zukommt. Ebenfalls von strukturierendem Gewicht sind die Handlungslogiken und Arbeitsethiken in den jeweiligen beruflichen Handlungsfeldern, einschließlich des ‚Berufs‘ der Hausfrau und Mutter. Nach wie vor gibt es ausgeprägte geschlechtsspezifische Segregationslinien, die auch durch die „nachholende Individualisierung“ der Frauen einer jüngeren Generation höchstens verwischt, aber nicht verschwunden sind. Durch die präzise Verortung von Personen in familiären, milieuspezifischen, bildungs- und geschlechterdifferenten Zusammenhängen zeigen die Fallanalysen mehr soziale Tradierungen auf, als in den gängigen Studien zur Individualisierung unterstellt wird. Ebenfalls entgegen der von der Individualisierungsthese aufgestellten Diagnose einer zunehmenden Erosion kultureller Muster lassen sich noch immer großformatige Deutungstraditionen rekonstruieren, auf welche auch die jüngere Generation in leicht veränderter Form zurückgreift.

Alltagsweltliche Zukunftsvorstellungen sind mehr als ein loses Gefüge vereinzelter und beliebig zusammengewürfelter Meinungen, Ansichten und Spekulationen. Im tatsächlich Geäußerten werden zum einen implizite Ordnungsvorstellungen und Sittlichkeitsideale, zum anderen ein jeweils spezifischer Stil des Denkens und der Wirklichkeitsdeutung dokumentiert. Die entworfenen Szenarien stehen sowohl inhaltlich und stilistisch, als auch hinsichtlich ihrer Reichweite und ihres Abstraktionsgrades in einem bestimmbareren Zusammenhang zu den sozialisatorischen und biographischen Hintergründen des jeweils analysierten Falles.

Für die Typenbildung waren die folgenden Vergleichsdimensionen relevant: der Denkstil, das Gesellschaftsbild und die Sittlichkeitsideale, sodann die konkreten inhaltlichen Prognosen, das prototypische Sozial-

profil der Personen und Personengruppen und schließlich die Deutungstraditionen, welchen sich der jeweilige Typus zurechnen lässt. Es wurden fünf Typen unterschieden.

*Typus 1: Fortschreitende Modernisierung.* Für einen Teil der Befragten zeigt sich in den gegenwärtigen Strukturumbrüchen nichts Anderes als Fortschritt, der jedoch unterschiedlich bewertet wird. Die zentralen Motive dieser Bewertung entstammen drei konkurrierenden Traditionen politischen Denkens in der Schweiz. Sie unterscheiden sich insbesondere hinsichtlich der Frage, welche Antriebskräfte hinter dem Fortschritt stehen. Gemäß der *liberal-aufklärerischen Variante* gelangen mit der Globalisierung und Deregulierung der Wirtschaft, den arbeitsweltlichen Restrukturierungen und der Neuordnung des Politischen die Ergebnisse eines historischen Lernprozesses zur Umsetzung: der Markt hat sich als das einzige Wirtschaftssystem erwiesen, das kollektive Lebensverhältnisse zu verbessern und individuelle Freiheitsräume zu erweitern vermag. Die Vertreter des Szenarios geben sich indes pragmatisch: Mit der Deregulierung der Wirtschaft sind nicht automatisch alle Probleme der Menschheit gelöst. In der Politik, in der Wissenschaft, in den Führungsetagen und den Forschungsabteilungen der Wirtschaft und selbst im Alltagsleben muss ständig von neuem um konkrete Problemlösungen gerungen werden, die den Fortschritt befördern. Mit der Anzahl, der Bildung, der Freiheit und der geistigen Offenheit derer, die in die entsprechenden Such- und Lernprozesse einbezogen werden, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die jeweils bestmögliche Lösung gefunden werden kann. Dementsprechend setzt das liberale Alltagsdenken auf Chancengleichheit, Partizipation, kulturelle Vielfalt, Föderalismus und den Schutz von Minderheiten. Die Problemlösungskompetenz und das – nicht nur wirtschaftliche – Erneuerungspotential einer Gesellschaft wird umso höher eingeschätzt, je unterschiedlicher die Erfahrungshintergründe der Einzelnen sind. Dieses Fortschrittsmodell erinnert in vielem an die besondere Tradition des demokratischen Liberalismus, wie er sich in der Schweiz Mitte des 19. Jahrhunderts formiert hatte. Noch heute von diesem Geist getragen zeigen sich vor allem Männer aus bildungsnahen bürgerlichen Milieus. Im idealtypischen Fall konnten sie sich in den Jahren der Hochkonjunktur eine Stellung in der Arbeitswelt sichern, die ihnen ein Höchstmaß an Entscheidungs-, Partizipations- und Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Es sind Personen, die von den kulturellen Entkrampfungen der Jahre nach 1968 profitiert oder sie selber mitgetragen haben.

In der eher konservativen, *organisch-familialistischen Fortschrittskonzeption* erscheint die Gesellschaft als ein wohlgeordneter und geschlossener Funktionszusammenhang, der über die Zeit hinweg organisch wächst und seine Leistungsfähigkeit kontinuierlich erweitert. Weil nicht alle

Glieder der Gesellschaft gleich sind, ist jedem Einzelnen entsprechend seinen Begabungen – teilweise auch aufgrund ererbter Privilegien – ein jeweils besonderer Platz innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen zugewiesen. Hier haben sie sich einzuordnen und durch Standhaftigkeit, Leistung und Anpassung dauerhaft zu bewähren. Vorlagen für dieses Gesellschaftsmodell finden sich in den korporativen Ordnungen des städtischen Kleingewerbes sowie in der traditionellen Struktur der bäuerlichen Familienwirtschaft. Dass die Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts ideologisch als ‚Bauernstaat‘ erfunden worden ist, hat den Fortbestand dieses konservativen Gesellschaftsmodells sicherlich begünstigt. Die gegenwärtig dominierende Richtung des konservativen Alltagsdenkens tendiert zu repressiven Ordnungskonzepten: Es gilt, den gesellschaftlichen Gesamtorganismus einer umfassenden Reinigung und Erneuerung zu unterziehen. Auszusondern sind diejenigen Elemente, die – wie etwa die Fremden – seine Stabilität in Frage stellen und sein natürliches Wachstum stören. Therapievorschläge dieser Art äußern Personen, die in traditionelle Zusammenhänge oder in wiedererrichtete Autoritatsverhaltnisse eingebunden sind: In der Landwirtschaft und im Gewerbe Tätige einerseits; Beschäftigte in Industriebetrieben mit ausgeprägt (neo-) paternalistischen Führungsstrukturen andererseits.

In den Köpfen von Schweizer Technikern und Naturwissenschaftlern lebt bis heute eine eigene Tradition ‚politischen‘ Denkens weiter. Ihrem *technizistischen Fortschrittsmodell* liegt die Vorstellung zugrunde, dass alle emanzipatorischen Entwicklungen in der Welt letztlich stets auf technologische Innovationen zurückgehen. Die Losung ‚Fortschritt durch Technologie‘ gründet auf der Pionierrolle, welche die Schweiz im Ingenieurwesen wie in der industriellen Umsetzung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse vorzuweisen hat. Daran gekoppelt ist ein eigensinniges Sendungsbewusstsein. Wegen der herausragenden technologischen Kompetenz steht die Schweiz in einer besonderen Verantwortung, zur Bewältigung der immensen Probleme beizutragen, die sich der wachsenden Weltbevölkerung stellen: Hunger, medizinische Unterversorgung, Wasserknappheit, langfristiger Wegfall fossiler Energiequellen usw. Weil nun aber Ingenieure, Techniker und angewandte Naturwissenschaftler aus den Führungsetagen der Schweizer Wirtschaft immer mehr herausgedrängt würden, sehen sich diese an der Wahrnehmung ihrer – ein rein ökonomisches oder betriebswirtschaftliches Kalkül transzendierenden – Verantwortung zunehmend gehindert. In ihrer Sicht entscheiden nun halb- und gebildete Betriebswirte darüber, welche Richtung Forschung, Entwicklung und Produktion einzuschlagen haben. Statt die eminenten Probleme der Menschheit und die Qualität möglicher Problemlösungen zu bedenken, haben diese nur die zu erwartenden Gewinne im Sinn. Im technizistischen Fortschrittsdenken

von Schweizer Ingenieuren und Naturwissenschaftlern nimmt der Gedanke einer unmittelbar moralisch begründeten Gemeinwohlorientierung eine zentrale Stellung ein.

*Typus 2: Verselbständigung der Ökonomie.* Während in allen drei Varianten des alltagsweltlichen Fortschrittsdenkens eine starke Rückbindung an politisch-weltanschauliche Deutungstraditionen sichtbar wird, schließt eine zweite Gruppe von Zukunftsvorstellungen meist relativ unvermittelt an den zeitgenössischen Diskurs des Neoliberalismus an. Die Prognose lautet, dass zunehmend alle Gesellschaftsbereiche den Imperativen des Marktes folgen werden. Diese Entwicklung wird entweder euphorisch gefeiert oder sie gibt zu Reflexionen Anlass, aus denen Verunsicherung, bisweilen gar Panik spricht. Bei den Exponenten der *euphorischen Variante* erscheinen die wesentlichen Inhalte der neoliberalen Doktrin als durchgängig verinnerlicht. Ihrer Ansicht nach gilt es, alle noch verbliebenen Einschränkungen der Marktkräfte radikal abzubauen. An die Stelle des Wohlfahrtsstaates hat die individuelle Eigenverantwortung zu treten, politische Interventionen in den Marktmechanismus und Protektionismen, welche die Globalisierung der Wirtschaft behindern, sind auf ein absolutes Minimum zu reduzieren. Allein durch radikale marktwirtschaftliche Reformen im globalen Maßstab kann die kollektive Wohlfahrt langfristig gesteigert werden. Paradoxiertweise wird die neoliberale Heilsbotschaft indes in erster Linie negativ, nämlich als eine Drohung formuliert: Werden die erwähnten Reformen nicht eingeleitet, wird es uns in Zukunft sehr schlecht gehen. Gleiches wird uns widerfahren, wenn sich die einzelnen Wirtschaftsunternehmen nicht das von den Finanzmärkten gewünschte Profil geben: schlank, dynamisch und effizient. Zu einer solchen abgehobenen und der Struktur nach fundamentalistischen Unheilsprophetie tendieren vorwiegend Personen, die sich von den geforderten Liberalisierungen in irgendeiner Weise eine Verbesserung der eigenen Situation erhoffen. Der idealtypische Verfechter des Neoliberalismus ist jung, männlich, flexibel und sehr von sich selbst überzeugt. Er ist sozial gut situiert und findet sich innerhalb der neu gegliederten Arbeitswelt bestens zurecht, während er zu anderen als den eigenen Erfahrungsräumen kaum Zugang hat.

Wie die ‚Euphoriker‘ gehen auch die Vertreter der *panischen Variante* davon aus, dass der Vormarsch des Marktes, wirtschaftliche Deregulierungen und unternehmerische Restrukturierungen unausweichlich oder gar objektiv notwendig seien. Selbst dann, wenn ihnen äußerlich nichts anzumerken ist und sie sich möglicherweise gar erfolgreich in einem dynamischen Berufsfeld zu behaupten vermögen, ist ihr ganzes Befinden von einer abgrundtiefen Angst geprägt: Angst, nicht mehr mithalten zu können; Angst, alt zu werden; Angst, die entscheidende Innovation zu verpassen. Im Gegensatz zu den euphorischen Neoliberalen stam-

men die von Panik Verfolgten eher aus traditionellen und autoritär verfassten Milieus. Als Aufsteiger – viel seltener als Aufsteigerinnen – haben sie es zwar geschafft, sich passable formale Qualifikationen anzueignen, nicht aber den passenden Habitus.

*Typus 3: Bedrohung der Solidargemeinschaft.* Eine dritte Diagnose der gegenwärtigen Umbrüche thematisiert vor allem einen Zerfall der bewährten kollektiven Ordnung. Dabei wird idealisierend auf vergangene Formen der Vergemeinschaftung Bezug genommen. Gesellschaftliche Modernisierungstendenzen werden äußerst skeptisch kommentiert. Dieses meist konservative Zukunftsbild trägt jedoch bisweilen auch utopische Züge: dann nämlich, wenn die ‚alte‘ Ordnung offensiv heraufbeschworen wird und vergangene Formen zwischenmenschlicher Solidarität als neuer ‚Kitt‘ der modernen Gesellschaft postuliert werden.

Zu der Variante *Verfall einer Kultur der Mütterlichkeit* neigen vorab bürgerliche und kleinbürgerliche Hausfrauen, die einer älteren Generation angehören. Auch wenn sie sich hierfür zunehmend zu rechtfertigen haben, füllen sie ihre Rolle als Mutter, Gattin und Hausfrau mit Überzeugung aus. Diese Rolle – und darauf legen sie Wert – umfasst weit mehr als die unmittelbare Beschäftigung mit Haushalt und Familie. Im Sinne einer „generalisierten Mütterlichkeit“ leisten sie darüber hinaus unentgeltliche gemeinnützige Arbeit in ihrem verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Umfeld. Sie erachten es als eine ‚Berufspflicht‘ der verheirateten Frau und Mutter, über die private Sphäre hinaus für ein Klima der Wärme und Mitmenschlichkeit zu sorgen. Vor dem Hintergrund dieses Selbstverständnisses stellen sie für die Gegenwart eine zunehmende Bedrohung des solidargemeinschaftlichen Zusammenlebens fest. Eine individualistische Moral Sorge dafür, dass der Dienst am Gemeinwohl aus der Mode komme. Die Menschen – insbesondere die jungen Frauen – sind in ihren Augen zu herz- und gefühllosen Egoisten geworden. Rücksichtslosigkeit, Härte und Gleichgültigkeit beherrschen den Alltag. Dies habe zur Folge, dass die Gesellschaft in ihren gemeinschaftlichen Fundamenten erschüttert werde.

Diese Diagnose eines Niedergangs der Solidargemeinschaft gibt es auch in einer gleichsam männlichen Version. In dem Szenario *Individualismus und zerstörerischer Wettbewerb* steht die Erfahrung im Mittelpunkt, dass im beruflichen Umfeld die Konkurrenz härter und die zwischenmenschlichen Kontakte rauer geworden sind. Der zunehmende Zeitdruck führe dazu, dass man seine Arbeit nicht mehr anständig ausführen könne. Zur Diagnose eines zerstörerischen Wettbewerbs neigen vorab Facharbeiter und Handwerker, für die gegenseitige Solidarität und Kollegialität zentrale Bestandteile ihres Arbeitslebens sind und die über einen ausgeprägten Berufsstolz verfügen. Es finden sich hier auch einzelne in pflegerischen Berufen tätige Frauen. In dieser Konstellation

sind sowohl Potenziale des Protests als auch Potenziale des Ressentiments angelegt.

Die Variante *Verschwinden einer Kultur des Mittelstandes* schließlich zeichnet sich ebenfalls durch einen ausgeprägten Vergangenheitsbezug aus. Beklagt wird einerseits das Aufbrechen herkömmlicher Loyalitäts- und Protektionsverhältnisse in ihrem – zuvor durch Kartelle und einen latenten Korporatismus geprägten – Handlungsfeld. Andererseits wird das Verschwinden einer Regionalkultur beobachtet, in welcher Öffentlichkeit gleichbedeutend war mit dem Stammtisch und anderen räumlich festgelegten Stätten mittelständischer Geselligkeit. Die Variante *Verschwinden der Kultur des Mittelstandes* ist häufig in einem gewerblichen oder bäuerlichen Milieu anzutreffen. Die Repräsentanten sind typischerweise selbständige Gewerbetreibende der Nachkriegsgeneration, die vom Aufschwung der Hochkonjunktur profitieren und ihre Errungenschaften durch eine effiziente Verbands- und Parteienstruktur lange Zeit erfolgreich verteidigen konnten.

*Typus 4: Fragmentierte Gesellschaft.* Hier werden eher Versatzstücke des postmodernen Diskurses und Brocken aus sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnosen hin- und hergeschoben. Die Gesellschaft erscheint in unterschiedliche Segmente zersplittert, die sich kaum mehr kitten lassen. Dieses Szenario, das sich durch ein hohes Maß an Abstraktion und Stilwille auszeichnet, ist inhaltlich gesehen ‚pluralisierter‘ als die anderen, dafür aber ausgesprochen homogen bezüglich Generationenlagerung, Bildungsstand und Herkunftsmilieu: Alle Vertreter und seltener Vertreterinnen dieser abstrakten Fragmentierungsdiagnose sind um 1970 herum geboren, haben ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Studium begonnen, seltener auch abgeschlossen. Prototypisch sind ihre Herkunft aus gutsituierten Familien eines in der Nachkriegszeit aufgestiegenen Kleinbürgertums und ihre starke regionale Verankerung. Das Szenario ist ausgesprochen uneindeutig und schillernd. Nach den deutungsrelevanten Denkstilen und Selbstbildern lassen sich aber dennoch zwei Versionen unterscheiden:

Bei der Variante ‚*Dekonstruktivismus*‘ dominiert in allen Bereichen die Form vor dem Inhalt. Theorien, Deutungsangebote, Traditionsbestände werden hinterfragt, bevor sie im eigentlichen Sinne angeeignet worden wären. Ein ortloser ‚Intellektualismus‘ führt zu einer widersprüchlichen Unentschiedenheit, zu einer Zögerlichkeit, die sich sowohl auf die eigene Zukunft wie auf diejenige der Gesellschaft erstreckt. Der Hang zum Formalismus scheint der Phantasie kaum Raum zu geben, die kritische Daueranforderung der ‚Dekonstruktion‘ mündet in eher ängstliche Beliebigkeit. Die Zukunftsbilder sind vor allem *anders* und dem Anspruch nach komplexer als die der anderen, bleiben aber inhaltlich oft schwammig. Die Zeitdiagnosen enthalten zwar stets ein Stück Gesell-

schaftskritik, aber diese vermag keine konkreten Perspektiven für die Zukunft zu eröffnen, da politisches Handeln angesichts des Ausmaßes der Fragmentierung als beinahe aussichtslos erachtet wird. Dennoch enthält die Position der Kritik in der ‚dekonstruktivistischen‘ Variante noch Momente einer bestimmten Negation, einer skeptischen Zurückhaltung und Selbstrelativierung.

Diese Momente sind in der Variante des ‚Postrealismus‘ fast ganz verschwunden. Hier dominiert eindeutig ein Ich, das die Realität in seinen Bann schlagen möchte. Für sich selbst in einer gewissen elitären Haltung eher optimistisch gestimmt, verschwindet für die Vertreter dieser Variante die kollektive Zukunft gleichsam in einem Nebel der Abstraktion. Neben dem Ich (und seinen Peers) gibt es nur noch die Menschheit schlechthin, deren Zukunft apokalyptisch gesehen wird. Dieser Variante neigen eher junge Männer zu, oft mit einem abgebrochenen oder stark verlängerten geistes- oder sozialwissenschaftlichen Studium, häufig aus Kleinstädten und eher aufwärtsmobilem Milieu. Als für die Schweiz nicht untypische ‚Provinz-Genies‘ huldigen sie in engen Räumen einem ewigjugendlichen Größenwahn, der keine konkreten Vorstellungen von Öffentlichkeit und politischem Handeln mehr zulässt. Ein generationstypischer Zwang zur Originalität führt zu zahllosen Distinktionskämpfen, wobei den Peers und wechselnden Gruppierungen eine wichtige Funktion zukommt. Sie versuchen so dem zu entsprechen, was der ‚Generation X‘ attestiert wurde, nämlich originelle „Bohémiens im Zeitalter der Postmoderne“ zu sein. Die Gesellschaft erscheint real nur in ihrer Funktion als Tummelplatz für virtuose Selbstdarstellung. Damit gleichen sie am ehesten der oft beschworenen Figur des individualisierten Sinn- und Existenzbastlers, wobei sie allerdings stark in Familie und Region verankert sind und in ihren Eskapaden oft nur deren Erwartungen zu entsprechen versuchen. Ihren verschwommenen Zukunftsbildern haftet zudem etwas Vorläufiges an, das mit ihrem Alter und einem geisteswissenschaftlichen Sekundärhabitus zu tun haben mag. Dadurch unterscheiden sie sich klar von Menschen, die über keine Vorstellungen einer kollektiven Zukunft verfügen.

*Typus 5: Die individualistische Reduktion von Zukunft.* Bei der Rekonstruktion dieses Typus hat sich gezeigt, dass nicht das Nachdenken über das eigene Leben und die Gesellschaft an sich problematisch ist. Die Ausblendung der Zukunft ist nicht einfach eine Konsequenz mangelnder Bildung oder vermindelter geistiger Lebhaftigkeit. Es mangelt den diesem Typus Zugehörigen vielmehr am Vermögen, ausgehend von einem Gesellschaftsbild überhaupt ein kohärentes Zukunftsszenario zu entwickeln. Es gelingt ihnen nicht, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichermaßen in ihre Deutungen einzubeziehen und von heute

auf morgen zu schließen. Es wurden drei Varianten reduzierter Zukunftsszenarien unterschieden:

Zum einen gibt es ein Denken, das aufgrund des Verfalls der ehemals zentralen beruflichen Identitätsgrundlagen nur noch eine längst vergangene Zeit zu kennen scheint. Daraus resultiert eine konsequente *Verweigerung einer kollektiven Zukunft*. Bei den Personen, die zu dieser Variante neigen, handelt es sich um Männer der älteren Generation, meist Facharbeiter. Sie stammen häufig aus der Arbeiterklasse oder aus einem relativ bildungsfernen, kleinbürgerlichen Milieu. Sie sind während der Hochkonjunktur in die Mittelschicht aufgestiegen und hängen einer Zeit nach, als sie ihre Liebe zum Beruf und zum Betrieb noch ungebrochen leben konnten. Wenn sich die arme Seele des Uhrmachers ganz ins Gehäuse der mechanischen Uhr zurückgezogen hat, bleibt kein Schwung übrig für eine allgemeine Zukunft.

Zu einer *Schrumpfung von Zukunft* auf rein private Belange kann es aber auch kommen, wenn der Blick sich vollständig auf das je Eigene verengt. Zu einer solchen totalen Ausblendung von Gesellschaft neigen vor allem Aufsteigerinnen aus unteren Schichten. Im Kleinbürgertum angekommen, widmen sich diese jungen Frauen ganz der Gestaltung und Planung ihrer ureigensten Freiräume, Familien und Eigenheime und sind dabei oft hochgradig weltverloren und konformistisch.

Aber auch eine lebenslängliche Beschränkung auf die häusliche Sphäre kann in eine völlige Isolation von der gesellschaftlichen Umgebung führen und jeden Gedanken an eine allgemeine Zukunft verhindern. Typische Vertreterinnen der Variante einer *Verhinderung von Zukunft* sind Frauen aus der älteren Generation, die ein weitgehend familienzentriertes Leben geführt haben. Als klassische Hausfrauen, dauernd absorbiert von Haushalt, Mann und Kindern und dennoch dauernd allein, sind sie in ihren vier Wänden buchstäblich ‚weltfremd‘ geworden. Es sind zumeist Frauen, die ursprünglich aus bescheidenen, beengenden, auch behütenden Verhältnissen oder aus einem traditionalistischen Milieu stammen, das in den 1940er und 1950er Jahren für Frauen noch kaum Ausbildungsmöglichkeiten in Betracht zog, und so die Ehe die einzige nicht immer risikolose Option war.

Dieser Typologie alltagsweltlicher Zukunftsszenarien lag vor allem ein *wissenssoziologisches* Erkenntnisinteresse zugrunde, wobei explizit auf die *ältere* Tradition der Wissenssoziologie im Anschluss an Karl Mannheim zurückgegriffen wurde. Fasst man – wie dies üblicherweise in der *neueren* Wissenssoziologie geschieht – alltagsweltliches Denken als ein weitgehend „theorieloos“ und konkretistisches „Allerweltsdenken“ (Berger/Luckmann) auf, setzt man sich der Gefahr aus, zu seinen strukturierenden Kernen analytisch nicht vordringen zu können. Es hat sich aber

gezeigt, dass alltagsweltliche Reflexionen eine hohe paradigmatische Dichte und Kohärenz aufweisen können und dass sie sich – ähnlich wie wissenschaftliche Theorien – jeweils spezifischen kulturellen Traditionen der Wirklichkeitsdeutung und Wissensproduktion zuordnen lassen.

Als zentral für den Zugriff und die Entwicklung bestimmter Zukunftsvorstellungen erwies sich die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Beruf. Die individuelle Deutungspraxis basiert offensichtlich nicht unwesentlich auf der Struktur des Handelns, mit dem die untersuchten Personen in ihrem jeweiligen beruflichen oder berufähnlichen Handlungsfeld vertraut sind. Es scheinen häufig die in einem Berufsethos verankerten Wertungen und Geisteshaltungen zu sein, welche den Maßstab für die Einschätzung vergangener wie auch zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklungen abgeben. Es ließ sich auch feststellen, dass es gerade bei Personen, die über eine besonders ausgeprägte Arbeits- und Berufsmoral verfügen, zu einer verstärkten Verunsicherung angesichts der aktuellen Umbrüche in ihrem Handlungsfeld kommen kann.

Bezüglich der Fragen nach einer Transmission von Habitusformationen und Denkweisen in der familialen Generationenfolge kann festgehalten werden, dass in allen untersuchten Fällen sich entsprechende Tradierungsverläufe präzise rekonstruieren lassen. Es ist nicht so, dass es sich bei der jüngeren Generation der Befragten um ‚individualisierte Menschen‘ in dem Sinne handelt, dass sie einen Anspruch auf ein „eigenes Leben“ (Ulrich Beck) vollkommen unabhängig von Prägungen durch Familie und Milieu formulierten. Außer Kraft gesetzt ist einzig – und dies der Grundtendenz nach auch in der Landwirtschaft und in der Hotellerie – ein im Weberschen Sinne traditionaler Modus der Transmission: In keinem der untersuchten Fälle folgte das Handeln und Denken der Kinder einem Muster des dumpfen Nachvollziehens oder des einfachen Kopierens dessen, was von den Eltern vorgelebt wurde. Andererseits konnte gezeigt werden, dass selbst in Fällen, bei denen in den Ausdrucksformen des Habitus der Eltern und der Kinder vordergründig keine Ähnlichkeiten zu bestehen scheinen, die in der Herkunftsfamilie vorliegenden sozialisatorischen Konstellationen auf die Genese des Habitus der Kinder einen entscheidenden Einfluss ausgeübt hatten. Auch wenn sich die Denkweisen der Kinder von denjenigen der Eltern bisweilen stark unterscheiden, bleibt in der familialen Generationenfolge der in der Familie vorherrschende ‚Geist‘ meist in irgendeiner Weise erhalten. Ganz offensichtlich erwächst Identität – auch im Zeitalter der ‚Individualisierung‘ – aus der sehr direkten Auseinandersetzung mit den konkreten Bedingungen der eigenen Herkunft, ohne welche Individuation gar nicht möglich ist.

Zur empirischen Überprüfung der Individualisierungsthese erwies sich das Forschungsdesign des ‚Familienkaros‘ als besonders geeignet:

Es ermöglicht eine präzise Verortung der einzelnen Fälle in einem bestimmten gesellschaftlichen Milieu, die Rekonstruktion der primärsozialisatorischen Entwicklungsbedingungen zumindest für die jüngere Generation, des weiteren das Auffinden von Tradierungslinien und Transmissionen von der Eltern- zur Kindergeneration und schließlich die vergleichende Analyse geschlechtsspezifischer Unterschiede.

Es ist tatsächlich so, dass bestimmte Sozialmilieus – nicht zuletzt aufgrund von Bildungsexpansion und gesteigerten sozialen Mobilitätschancen – einer gewissen Erosion unterliegen. Dennoch werden in unserem Untersuchungsmaterial häufig auch diejenigen Prozesse sichtbar, die Bourdieu auf das Wirken eines klassenspezifischen Habitus zurückführt. Offenbar hängt es auch in der individualisierten Gesellschaft nach wie vor stark von der sozialen Herkunft einer Person ab, welche Optionen (etwa hinsichtlich Berufswahl und Lebensstil) von ihr überhaupt in Betracht gezogen und realisiert werden können. Wenn auch nicht mehr in Form von alles umfassenden ‚Ideologien‘, so scheinen doch mit sozialen Milieus nach wie vor bestimmte Formen und Traditionen auch der kognitiven Repräsentation von Wirklichkeit verbunden zu sein.

Auch wenn sich individuelle Bildungsgeschichten bei der jüngeren Untersuchungskohorte als tendenziell entwicklungs- und gestaltungsoffener darstellen als bei der älteren Generation, so werden doch durch solche Prozesse der ‚Pluralisierung‘ fundamentale sozialisatorische Mechanismen nicht außer Kraft gesetzt, welche für die Herausbildung bestimmter Persönlichkeitsstrukturen konstitutiv sind. Tradierungslinien und Transmissionen zwischen den Generationen sind nach wie vor vorhanden, sowohl in praktischer wie in mentaler Hinsicht. Es hat sogar den Anschein, als bauten – vielleicht gerade in der Schweiz – die in neuerer Zeit erfolgenden Individualisierungsschübe auf pionierartigen Vorleistungen durch die Väter auf. Was bei der ‚individualisierten Generation‘ zunächst als ein lockeres Sinn- und Existenzbasteln erscheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als eine verzweifelte Suche nach einem identischen und selbstgesteuerten Leben. Dieser Suche haften deshalb experimentelle Züge an, weil sie vermehrt reflexiv begründet werden muss.

Weiterhin enorm virulent sind auch elterliche Erwartungen. Als am stärksten ‚individualisiert‘ erscheinen junge Akademiker und Akademikerinnen aus aufwärtsmobilem (kleinstädtischem oder kleinbürgerlichem) Milieu, bei denen exemplarisch eine ‚Dialektik‘ von Freiheit und Zwang zur Individualisierung zum Tragen kommt, versuchen sie doch gleichzeitig dem generationstypischen Zwang zur Originalität und den Genialitätsanmutungen der Eltern (vor allem der Mütter an die Söhne) zu entsprechen.

Bekannt – und auch in unserem Sample nicht zu übersehen – ist die große Veränderung in den Bildungschancen und Berufsaspirationen zwischen Mutter- und Tochtergeneration. Die in der Schweiz verspätet einsetzende, als ‚nachholende Modernisierung und Individualisierung‘ der Frauen bezeichnete Öffnung biographischer Verlaufsmuster lässt sich durchgängig feststellen. Und doch sind Einschränkungen angebracht: Noch immer gibt es – auch bei der jüngeren Generation – geschlechtstypische Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsmuster, die Optionen festlegen und Horizonte abstecken. Durch die Entstandardisierung der weiblichen NormalBiographie sind neue Zwänge und Unsicherheiten bezüglich einer Vereinbarkeit von Berufs-, Geschlechts- und vor allem Mutterrolle entstanden, deren häufig traditionale ‚Lösung‘ nun allerdings ebenfalls unter Begründungszwang steht.

Unter Umständen verstärkt durch unseren Einstieg in das Sampling durch die Branchenverankerung des Vaters, aber mehr als auffällig – und vermutlich typisch für die Schweiz – ist die Dominanz von Arbeit, Arbeitsmoral sowie branchen- und berufsspezifischen Handlungs- und Denkmustern. Mit Ausnahme vielleicht der geisteswissenschaftlich geprägten Gruppe lässt sich auch in der jüngeren Generation der zentrale Stellenwert von beruflichem Habitus und ‚Ethos‘ für die Deutung sowohl der eigenen wie auch der feldspezifischen und der gesellschaftlichen Zukunft nachweisen.

Es gibt neue Tendenzen der sozialen Schließung, die unmittelbar mit den aktuellen wirtschaftlichen Umbrüchen zusammenhängen: Zugänge zu Bildung, Berufs- und Handlungsfeldern sowie zu Statuspositionen sind enger und unklarer geworden. Werden jedoch – gerade in Zeiten einer allgegenwärtigen Rhetorik der Individualisierung – die individuellen Chancen und Optionen als minimal eingeschätzt, so kann dies zu einem Rückgriff auf erfundene Traditionen führen, welche das Dilemma des pauschal und chancenlos der ‚Individualisierung‘ und ‚Ökonomisierung‘ ausgesetzten Individuums beseitigen sollen.

Die Szenarios aus der Schweiz zeigen, wie tief im Moment der Schrecken angesichts einer häufig als allumfassend erachteten Ökonomisierung sitzt. Gänzlich frei von Panik zeigen sich die wenigsten. Ohnmachtsgefühle und Resignation sind weit verbreitet. Wirklich euphorisch sind eigentlich nur jüngere Männer mit einem theoretischen Hintergrund in den Wirtschaftswissenschaften, während etwa Vertreter der technisch-naturwissenschaftlichen Intelligenz eine zunehmende Dominanz ökonomischen Denkens beklagen. Auch bei vielen Frauen überwiegen Ängste vor einer entfesselten Wirtschaft, deren Mechanismen ihnen undurchsichtig bleiben. Insgesamt verfügen offenbar die Frauen – auch die einer jüngeren Generation – über weniger Möglichkeiten, sich selbst zu vergewissern, dass sie gesellschaftliche Prozesse

durchschauen und deuten könnten. Allzu oft begegneten uns die Frauen in den Interviews zögerlicher, zurückhaltender, kleinlauter, verhaltener, ängstlicher, leiser als ihre Ehemänner und Brüder. Die Schweiz ist kein Parkett für vorlaute Frauen, das ist hierzulande eine Untugend, während ein rechter Mann ein Polterer ist, der über alles Bescheid weiß. Wie sich in den Interviews gezeigt hat, stehen den Männern genügend Ressourcen zur Verfügung, um sich selbstbewusst bis selbstherrlich, dezidiert bis lautstark über die Schweiz, die schweizerische Gesellschaft und deren Zukunft auszulassen. Die von allen in den Interviews immer wieder beschworene ‚Kultur der Bescheidenheit‘ gilt offenbar vor allem für die Frauen, deren ‚strukturelle Zurückhaltung‘ erschreckend häufig in Sprachlosigkeit mündete.

Von einer männlichen Kultur geprägt sind auch die Rückgriffe in den Fundus der Alpenland-Mythen, während die komplizierte, republikanische, hindernisvolle, konfliktreiche Geschichte der Schweiz in ihren Brüchen und Krisen erstaunlich wenig zur Sprache kam. Fast gar nicht vorhanden ist auch ein historisches Bewusstsein der ökonomischen Entwicklungen und Verstrickungen der Schweiz in die europäische und globale Wirtschaft seit dem 19. Jahrhundert, einschließlich der Zeiten der großen Kriege. Und obwohl die Schweiz im Vergleich zur Bevölkerung die höchste relative Dichte an Großkonzernen aufweist, sind sich so gut wie alle Interviewten, die ansonsten nach vielen Linien getrennt sind, in einem einig: in der Ablehnung des Großen. Die meisten sind tendenziell skeptisch gegenüber Großbanken, großen Konzernen großen Fusionen, Groß-Amerika, Groß-Europa. „Small is beautiful“ – lautet die trotzig Parole. Doch ein unsicheres Schwanken zwischen Angst und Arroganz bleibt.